

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 78.

Samstag, 28. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(27. Fortsetzung.)

Feliza stöhnte vor Angst und Besorgnis in ihrem weichen teilnehmenden Herzen auf. „Wohin sollen beide sich wenden, um unbehelligt zu bleiben?“

Jeanne tupfte sich von neuem die Stirne, trotzdem draußen auf den schon warmen Frühlingstag jetzt eine unverhältnismäßig kühle Nacht hereinbrach. Er befand sich in einer starken Erregung, als er sich diese kaum verflossenen Stunden voller Aufregung und ungeheurer Spannung zurückrief.

„Was bist du zu tun entschlossen?“, fragte Feliza weiter.

„Senora, ich habe ihm gedroht: „Ich will sehen, ob du die Wahrheit gesagt hast! Aber damit du nicht etwa deinen einstigen Komplizen noch Nachricht gibst und sie warnst, daß „wir“ ihnen auf der Spur sind, wirst du so lange hier in diesem Zimmer eingeschlossen bleiben, bis es für gut befunden wird, dich herauszulassen. Hast du deine Freiheit wieder, so wirst du ungeschoren bleiben, falls du wirklich nicht mehr mit den Spiegeln verkehrt. Wenn nicht — — —“. Ich ließ den Schluß des Sages offen, um ihn noch mehr einzuschüchtern. — Jeanne senkte den Ton, als er fortfuhr: „O, Senora, was der Bursche mir trotz der Hast an Einzelheiten dieses Spiegelsystems beichtete, bestätigt vollkommen alles, was ich ahnte.“

Jeanne gab sich einen Ruck und fuhr leidenschaftlich auf. „O, Senora, mehr als das! Diese Vermutung genügt, um einen Menschen zu vernichten! Und das wird mit Don Ramon geschehen. Dieser Don Basilio hat eine Blankovollmacht, zu tun, was ihm unter den Umständen für ratsam erscheint.“ Er trat jetzt auf Feliza etwas näher und hob die Hände! „Senora! Ich flehe Sie an! Gestatten Sie, daß ich noch heute Abend mit dem Expreszug nach Madrid nordwärts und an die Riviera reise, um das Paar zu warnen oder zu schützen!“

„Du sprichst ganz in meinem Sinne, Jeanne! Hier bei mir hast du deine Aufgabe vollkommen beendet. Zieh mit meinem Segen deiner Wege. Aber — wo willst du beide suchen?“

Auch Luitgard trat mit wachsendem Interesse näher. Sie bewunderte die Umsicht von Jeanne, den Schurken zu verhindern, sich noch mit seinem Komplizen zur Warnung in Verbindung zu setzen, indem sie ihn einschloß. Wenn Jeanne noch heute Abend abreiste, hatte auch Luitgard einen Anlaß, nach Barcelona zu fahren und Jeanne wieder bis an die dort nahe französische Grenze zu bringen. Das war Jeanne von Feliza zum Dank bei Antritt dieser ganzen Fahrt nach Spanien zugesichert worden.

„Und wie war der Schluß dieses ganzen Auftritts auf der Finca?“, fragte sie.

„Ich schloß ihn schnell ohne weiteres ein, ging um das Haus herum und sagte ihm durch die Gitterstäbe des offenen Fensters: er solle keinen Versuch zur Flucht machen. Der würde ihm schlecht bekommen. Füge er sich, so ließe man ihn binnen kurzem wieder frei. Er würde täglich seine Nahrung durch die Fensterstäbe gereicht bekommen. — Er war kleinlaut wie ein verprügelter Junge, der Feigling! Dann gab ich dem Hausverwalter die entsprechenden Befehle und ließ

mitn von Eugen Burger im eigenen Auto des Peco wieder nach Sevilla fahren. Unterwegs weihte ich den Chauffeur in den Vorfall ein und übergab ihm den Schlüssel zum Schlafzimmer. — Wenn Eugen Burger den Befehl erhält, wird er seinen bisherigen „Herrn“ freilassen. Eher nicht. Selbstverständlich verläßt Burger den Dienst. Er wird in seine elssässische Heimat zurückkehren. Und Sie, Dona Feliza, werden auf diese Weise nichts direkt mit diesem Kumpan inzwischen zu tun haben!“

Luitgard lachte leise auf. „Das hast du gut gemacht, Jeanne! Es ist wirklich eine Ironie des Schicksals, daß dieser Kerl jetzt in deinem Landhause auf ein paar Tage interniert wird, als Vergeltung, weil er dich vorher ins Sanatorium verschleppte! Nicht wahr, Feliza, Jeanne gebührt aller Dank. Deswegen werde ich heute Abend ebenfalls mit dem Expres nach Madrid — und über Barcelona fahren, und Jeanne über die nahe Grenzstation Porto-Vou bringen, wie es Jeanne versprochen wurde. Dann fahre ich nach Baden weiter und richte meine Hochzeit!“ —

15. Kapitel.

Das Schicksal von Majan war auch Luitgard wegen der Ungerechtigkeit der Verfolgung aus Herz gewachsen. Ihre ganze Reise stand unter dem Stempel der Eile und angstvoller Hast, um Don Ramon mit Majan rechtzeitig wiederzufinden.

Zwölf Stunden Fahrt im Expres von Sevilla bis Madrid. Weitere 13 Stunden im Schnellzug Madrid—Barcelona. In der dritten Klasse fiebernte Jeanne, sich in Gedanken immer mehr in die Angelegenheit einwühlend, auf den Moment, in dem er auch den anderen Komplizen stellen und eine prinzipielle Abrechnung mit diesem, ihm so verhassten System politischen Spiegelspiels halten konnte.

Luitgard verbrachte die Reise in gemischten Empfindungen. Sie freute sich unbeschreiblich auf das Wiedersehen mit Hansfried und die Möglichkeit, die Stadt ihrer künftigen Heimat kennen zu lernen. Sie kämpfte aber auch unaufhörlich mit dem Gefühl der Beunruhigung um das Schicksal von Don Ramon und Majan. —

Sie traf an einem Sonntagmorgen in Barcelona ein. Hansfried war frei und holte sie am Bahnhof ab. Jeanne schien sehr erfreut, den Tag bis zur Weiterreise am Abend nach Marseille für sich allein hier zur Verfügung zu haben und sich nach Belieben die Stadt ansehen zu können.

Die Kirchenglocken schwebten an allen Enden, als sie beide im offenen Auto durch die Stadt fuhren, allen voran die sonoren Klänge der alten Kathedrale. Das Hochamt war beendet. Aus den Kirchen strömte das Volk zu dem Hauptplatz, der Plaza de Catalunya, der sich in grandiosem Ausmaße in schönster architektonischer Wirkung im Zentrum lagerte. Hier tanzte das Volk allsonntäglich unter freiem Himmel auf Bänken in vollendeter Grazie seinen dezenten entzückenden Volkstanz: die Sardana!

Um Luitgard nach der ermüdenden Nachtfahrt auf-

zufrieden und ihr in freier Natur zugleich Ruhe zu gönnen, geleitete Hanfried Luitgard zur Höhe des Tibidabo, dessen Gipfel eine Drahtseilbahn erklimmt.

Sie atmete auf nach Eisenbahnstaub und einem fünf- und zwanzigstündigen Gerütteltwerden. Mit einem Ausruf des Entzückens begrüßte sie die künftige Heimat.

Im Hintergrund erhoben sich die Pyrenäenberge, deren Gipfel bis zu dreitausend Meter Höhe nach dem langen Winter noch mit Schneekuppen bedeckt waren. Das Tal des Ebro und Lobregat aber glänzte dagegen im Frühlingssonnenschein und zog sich bis zu den Fels- spalten, aus denen der Montserrat, im Volksmunde der „gesägte Berg“ genannt, in starrem Granit mächtig emporwuchs. Auf seinen Schultern trug er die alte Wallfahrtskapelle der Madonna vom Montserrat, der zu Füßen das Schwert des tapferen Ignazius de Loayola lag. Der Sage nach hielt hier einst die Grals- burg den heiligen Schatz.

Hanfried sah auf die Stadt, die sich statlich dort unten dehnte. Im Zentrum der immer heiß um- kämpften Stadt drängte sich das Gewirr der alten engen krummen Gassen und Gäßchen um die Kathedrale, gleichwie eine Schar von Rädchen um die Glucke schmiegt. Nachdem die alten Mauern gefallen, ent- stand eine moderne, weit sich breitende Stadt mit statt- lichen, kilometerlangen Straßen und bepflanzten Pro- menaden. Den Tibidabo hinauf zogen sich die Gärten und Villen der Reichen.

Deutsche Landsleute, die Spanien sehr genau kennen, sagen mir, daß es sich am besten hier in Barce- lona leben ließe. Der große Fleiß, die großzügigen Dimensionen, die Fähigkeit, fortzuschreiten und mitzu- schreiten, die Pflege von Musik und jedem Zweige der Kunst, läßt uns Deutsche hier in dieser großen Handels- stadt eher die Heimat entbehren als in den anderen Städten Spaniens, weil wir das alles hier wieder- finden.

Majestätisch weitete sich ihnen zu Füßen das Mittel- ländische Meer und schien mit seinem grünlichen Blau in der Ferne in das zarte Blau des Frühlingshimmels hineinzureichen. Durch ein riesiges Fernrohr vermochte man von hier selbst die Heimatsflaggen der aus- und einkommenden Schiffe zu erkennen.

„Dort zieht ein deutscher Dampfer aus!“, meinte Hanfried, „ich bin froh, Luitgard, daß wir beide nicht auf einem solchen Dampfer in die Tropen fahren müssen! Nein, ich hätte dich nicht gerne in die Stra- pazen des erschöpfenden Tropenklimas und in die tro- pischen Verhältnisse gebracht, die wir Europäer auf die Dauer wegen ihres Kulturmangels und ihrer Primitivität schwer ertragen. Barcelona ist eine schöne Stadt, in der du dich hoffentlich schnell einleben wirst!“

Er legte seinen Arm in den ihren und schritt noch näher mit ihr an den Rand des Plateaus, das hier oben eine fast fertige marmorne Kirche von großer Kostbarkeit und ein großes Restaurant trug. Jetzt war während ihrer kurzen Begegnung heute die einzige Möglichkeit zu einer ruhigen stillen Aussprache.

„Aber nun werden wir doch einen Herd in der Fremde gründen, Liebste. Mein Wunsch, mit dem ich die Tropen verließ: der Heimat dienen und mir in Deutschland ein Heim gründen zu können, ist mir ver- sagt geblieben. Wir sind „das Volk ohne Raum!“ Und so müssen wir jungen Leute eben in Scharen die Kon- sequenzen ziehen, und unsere Arbeitskraft ins Ausland tragen.“

Luitgard hatte ihm am liebsten über die scharfe Gasse gestrichen, die jetzt wieder senkrecht auf seiner Stirne über dem Nasenrücken erschien. „Betrachte diese Hemmungen in der Heimat als vorläufig, nicht für endgültig!“, tröstete sie. „Schau, wir schaffen uns jetzt hier inmitten der spanischen Stadt ein deutsches Heim. Das verspreche ich dir, was in meinen Kräften steht! Das erscheint mir gerade als eine besonders reizvolle Aufgabe für mich! Und dann war dir das Schicksal dennoch wohlgestimmt, als es dich zu dieser deutschen Firma führte. Lehten Endes kannst du hier

auch deutsche Pionierarbeit tun, wenn du durch dein Wirken und an deinem Teil das Ansehen deiner deutschen Firma ausbaust, die sie hier in Spanien genießt.“

Er lächelte, während er in die Ferne über die tan- zenden Meereswogen blickte. Die Falte, die Luitgard so ungerne sah, verschwand von seiner schönen klaren Stirn. Es war ihm, als glättete Luitgard mit diesen Worten die Enttäuschungen, die er vor kurzem in der Heimat erlebt.

„Schau, dort drüben, jenseits des Golfs du Lion, zieht sich die Riviera hin! Wenn ich an das Schicksal von Don Ramon denke, werde ich zufrieden mit dem meinigen! Schließlich ist es weniger bitter, wenn ich wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse — die durch den verlorenen Krieg bedingt sind — vorläufig nicht in meiner Heimat bleiben kann, — als wenn ich für immer aus meiner Heimat von meinen Gegnern ver- bannt wäre, — die ein offenes und berechtigtes Wort nicht ertragen können! Wenn Don Ramon nicht mit jeder Faser seines Herzens an seinem Heimatlande hänge, würde er nicht immer wieder den Mut haben, durch seine Schriften für die Rechte der Hundert- tausenden zu kämpfen, die auf dem Boden Spaniens nicht den Mund zu öffnen wagen. Und nicht genug, daß dieser verhältnismäßig kleine Klingen diesen hochbegabten und bedeutenden Literaten aus dem Lande jagt, — man läßt ihm nicht einmal im Aus- lande Ruhe. Man möchte ihn zu gerne noch als poli- tischen Spion und Drahtzieher bloßstellen —“

Der Gedanke an Majan und Don Ramon stand auch während ihrer heutigen Begegnung immer wieder hinter ihnen.

Am Abend, als Luitgard in Begleitung von Han- fried am Bahnhof zur Weiterreise nach Marseille ein- traf, stürzte ihnen Jeanne schon entgegen und berich- tete: „Senora! Ich habe eben Don Flavian hier in den Wartesaal gehen sehen!“

„Aber das ist doch unmöglich!“

„Ich habe mich gewiß nicht geirrt, Senora! Ich er- kannte ihn, trotzdem er in Uniform ist.“

Hanfried und Luitgard wechselten einen Blick. Sollte das möglich sein?

„Vielleicht kommt Don Flavian wieder heraus, oder wollen die Herrschaften vielleicht selbst drinnen nach- sehen?“

Die Beiden berieten und kamen überein, daß Han- fried inzwischen die Fahrkarten für Luitgard und Jeanne lösen sollte, während Luitgard im Wartesaal suchte.

Raum begab sich Hanfried zum Billettschalter, da der Andrang der Reisenden ziemlich stark und die Stunde vorgeschritten war, als ein junger Artillerieoffizier aus dem Wartesaal kam und mit schnellen, tempera- mentvollen Schritten den Weg zur Sperre einschlug. Eine Ordonnanz trug seinen Handkoffer.

(Fortsetzung folgt.)

Lied des Einsamen.

Keiner wollte mich verstehen,
Keiner gab ein tröstend Wort.
Immer war mein Erdengehen
Rot und Sorge, fort und fort.

Immer ist es ein Entsagen,
Ist ein großes Einsamlein.
Keiner hilft das Leid zu tragen,
Müde bin ich und allein.

Ohne Liebe ist mein Leben,
Ohne Segen, freudeleer.
Was ich hoffend einst gegeben,
Liegt zerbrochen um mich her.

Wie im Lied aus Kindertagen,
Das die Mutter mich gelehrt,
Ward mir Leiden, Not und Klagen,
Immer, immerdar besetzt.

Karl Fritz Illmer.

Vollsbräuche am Palmsonntag.

Von Dr. Karl Wigel (Darmstadt).

In den Vollsbräuchen, wie sie sich um den Palmsonntag gewunden haben, spielt der Palmesel eine hervorragende Rolle. Bei Prozessionen, die an diesem Sonntag nach der Palmweihe stattfanden, ging man im Mittelalter dazu über, statt Palmzweige zu tragen, den Heiland darzustellen. Gewöhnlich geschah dies durch einen Knecht, der auf einem lebenden Esel ritt. In der Lebensbeschreibung Ulrichs von Augsburg, die aus dem Ende des 10. Jahrhunderts stammt, wird uns eine anschauliche Schilderung eines solchen feierlichen Umzugs vor Augen geführt. Später begnügte man sich mit einem hölzernen Tier, auf dem eine Figur, die den Heiland darstellen sollte, saß. Künstler der damaligen Zeit haben ihr ganzes Können daran gesetzt, recht viel Seele in das Antlitz des Christus hineinzulegen. Es ist bedauerlich, daß uns viele Kunstwerke verloren gegangen sind. Das Germanische Museum in Nürnberg hat einige auf unsere Tage hinübergerettet. Der Palmesel von Multscher kann wohl den meisten Anspruch auf Kunst erheben. Mit ganzer Künstlerkraft muß der Meister diese Christusfigur, in der Christus mit heiligtümlicher Miene zur harrenden Menge in salbungsvollen Worten redet, ins Dasein gerufen haben. Auf einem Brett mit vier Rädern war das Ganze angebracht und wurde als Glanzpunkt bei der Prozession mitgeführt. Manche Böden von Kirchen weisen heute noch diese Schöpfungen auf, nachdem am Ausgang des 18. Jahrhunderts das Auftreten dieses Symbols, da sich allerlei Mißstände einschlichen hatten, von der Polizeibehörde verboten worden waren. Im Salzburgerischen begannen wir dem Palmesel bis zum Jahre 1783, in München gar bis 1800. Die Erzbischöfe von Wien, Passau, Salzburg, Augsburg und von anderen Diözesen nahmen in Diktanden Stellung gegen das Unwesen, und allmählich schloß der Brauch ein. Besonders hochgeborene Herren bewegten das letzte Geißel da es als eine hohe Ehre galt.

Die Auswüchse, die sich bei der Feier des französischen Fests ergaben, griffen auch nach Deutschland über. Mit dem Palmesel hat unser Fest eigentlich nichts zu tun. In Frankreich und Spanien führte man einen Esel Bileams zu erinnern. Wohl dachte man auch an die Flucht auf des Esels Rücken nach Ägypten, weshalb man die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind auf dem Tiere reiten ließ. Es wird berichtet, daß bei der Feier dieses Festes dem „Herrn Esel“ eine Messe gelesen wurde. Ja noch mehr, man hat ihm sogar zu Ehren einen lateinischen Hymnus gesungen. Als man in Deutschland dies nachahmen wollte, verbot mit Recht die Behörde diesen Brauch. Sebastian Brant hat in seinem „Narrenschiff“ ihn unter die Lupe genommen, und in einem von den 113 Kapiteln, wo er die Väter der Zeit schildert, zieht er los über die „wüsten Rotten, die mit dem Esel durch die Stadt jagen“.

Heute ist man zu der Urform zurückgekehrt und läßt es bei Palmzweigen sein. Wenden haben. Wo solche nicht zu haben, greift man zu Haselnußsträucher-, Silberpappel-, Buchsbaum- und Olivenzweigen. Was die Gegend eben bietet, muß herhalten. Diese Sitte der Palmweihe soll auf eine altindische zurückgeführt werden können. Den geweihten Zweigen, den „Räskchen“, wie der Volksmund sich ausdrückt, soll eine heilsame Wirkung innewohnen. Wenn man sie verchluckt, soll man vor Halsleiden gefeit sein. Auch soll man dauernd von Fieber verschont bleiben. Das Haus, in dem sie aufgehängt, trifft kein Blitz, kein Feuer, selbst der Viehstall ist gegen allerlei Unheil geborgen. In manchen Gegenden will jeder den schönsten Palmbaum vor seiner Tür sitzen haben. Wenn dann Streitigkeiten entstehen, müssen die Palmzweige oft zur Durchschlichtung herhalten.

Im badiischen Schwarzwald läßt man am Palmsonntag vom Pfarrer hohe Stangen mit allerlei Zierat weihen. Sie tragen unten Stechpalmzweige, oben ein Kreuz oder ein Kreuz. Oft haben sie auch als „Krönung“ die beiden Buchstaben A und M, die Anfänge der Worte Ave Maria.

In Nordtirol wird von dem Jungvolk ein regelrechter Strauß um die schönste Palme ausgeschrieben. Sie hat auch etwas besonders Anziehendes: oben zeigt sie eine ganze Menge knuspriger Brezel, die recht heiß umklopft werden, was nicht anders zu erwarten steht.

In der Schweiz läßt man die geweihten, reich geschmückten Bäume bis zum Osterfest im Garten sitzen. Die Zweige haben im Hause ihre schützende Mission zu erfüllen.

Die kleine Auslese ließe sich noch durch eine ganze Anzahl von Sitten vervollständigen. In den verschiedenen Gauen ist der Brauch etwas abgeändert worden, je nachdem es das Volksempfinden für notwendig erachtet hatte. Letzten Endes gehen sie alle auf den Glauben an den Segen des Palmzweiges zurück. Und wir wollen uns freuen, daß

unser schwer geprüfter Volk der Sang an diese Art von Poesie geblieben ist und dazu beitragen, daß dieser schöne Zug nicht ganz ausstirbt, wie es den Anschein hat, da viele Menschen an diesen Bräuchen mit einem häßlichen Achselzucken vorbeigehen.

Bei den Weismützen von Upsala

Studenten, die nicht knien und nicht pauken, sondern — singen.

Von Karl Lütge.

Der Name Upsala klingt weithin in der Welt; wie Cambridge, Heidelberg und Leyden etwa. Die Schweden sind stolz auf Upsala und das, was den Klang des Namens von Upsala ausmacht: Die Hauptuniversität des gesamten Nordens. Lund, die weitere reine Universitätsstadt Schwedens und im Abstand Stockholm und Göttingen, aber auch Kopenhagen und Oslo, rangieren weit hinter Upsala.

Das Bild der landschaftlich reizend liegenden Mittelstadt prägen Universität und Dom; das Straßenbild beherrschen die Weismützen. Die photographische Aufnahme einer Studentenansammlung in Upsala sieht aus wie — eine Frühlingswiese mit Gänseblümchen. (Dieser Vergleich ist gang und gäbe in Schweden!)

Die Weismützen weilen von Februar bis Mai und von September bis Dezemberbeginn in Upsala; in der übrigen Zeit ist die Stadt still und tendiert stärker nach dem eine Schnellzugstunde südlich liegenden Stockholm. In der Zeit der Vorlesungen ist Upsala dagegen selbständig, selbstbewußt, eine der berühmtesten Universitäten der Welt, wo Linne und andere große Geister lehrten und wo in Sammlungen und Bibliotheken Schätze von unermeßlichem Wert aufbewahrt werden.

Das Studentenleben verläuft fast abweichend von dem an deutschen Universitäten. Die Kürze der Semester wurde bereits erwähnt. Die Vorlesungen sind überdies unentgeltlich; nur „Privatkollegien“ müssen nach amtlichem Satz honoriert werden. Es unterrichten z. Bt. etwa 150 Lehrer 3200 Studenten und Studentinnen. Der Andrang zu den Hörsälen, wie er in Deutschland festzustellen ist, erweist sich in Schweden ungleich schwächer, was z. T. die geringe Bevölkerungsdichte (6 Millionen auf einen Flächenraum von der Größe Deutschlands) und das damit zusammenhängende Leben in Schweden erklärbar macht. Seit 1914 stieg die Zahl der Studierenden von etwa 2300 auf nur 3114 im Jahre 1930; erheblicher ist dagegen die Zunahme der Studentinnen (157 im Jahre 1910 und 431 im Jahre 1929).

Von seiner Symbolik schien es mir, als ich die Studenten zu dem 1879—87 erbauten Universitätsgebäude hinführen sah. Der ausgedehnte stolze Bau steht hoch über der Stadt und erdrückt selbst den gewaltigen roten gotischen Backsteinbau und seine beiden 119 Meter hohen Türme, Schwedens größte Kirche. Später sah ich die Scharen gelassen wieder herabsteigen ins profane Leben und zu den Korpshäusern —

Mit diesen Korpshäusern, (richtiger ausgedrückt „Nationshäuser“) hat es keine besondere Verwandtschaft. Es gibt im schwedischen Studentenleben keine Vurichenschaften, keine Korps und keine Wäben im Sinne des akademischen Lebens in Deutschland. Die Einteilung ist nach Landsmannschaften erfolgt; jeder Student muß je nach seinem Heimatsort in die entsprechende Landsmannschaft, in eine der 13 Nationen, eintreten. Die Gesamtheit der Nation heißt „Studentenrat“ (Studentenkörpers). An der Spitze der Nationen steht der Inspektor, meist einer der Professoren und der Kurator (ein Dozent). Fast jede Nation hat ihr Nationshaus, oft charakteristische Bauten eingerichtet als Klubhäuser mit Bibliotheken usw.

Paukerien sind in Upsala bei den Weismützen und auch in Lund und den beiden übrigen schwedischen (und den anderen skandinavischen) Universitäten schon seit 200 Jahren verboten und werden als gemeines Verbrechen mit Zuchthaus bestraft. Auch die „Kneipe“ lernt der schwedische Student nicht kennen; das schwedische Alkoholverbot steht dem entgegen. „Alkohol“, d. h. Schnaps, gibt es nur von 12 bis 24 Uhr, und nur in konzessionierten Restaurationsbetrieben, ausschließlich zu Mahlzeiten. Sonst ist je nach Einkommen (z. B. für die Hochschullehrer) die Zuteilung von Alkohol für den Hausgebrauch geregelt, etwa 2 bis 4 Liter im Monat. Das schwedische Bier aber ist — wer wollte es leugnen? — unglaublich wässrig und nach deutschem Geschmack nur gerade zu Mahlzeiten genießbar. Wein stellt sich sehr teuer; es gibt deutschen und französischen Wein. — Früher tranken die Upsalaer Studenten anstelle des deutschen Kneipbieres in Mengen Punsch; aber auch das hat heute aus den vorerwähnten Gründen fast ganz aufgehört.

Anstelle des Paukens und des Trinkens — singen dagegen die Studenten zu Upsala. Die „Studentensonger“ sind hochverehrt; mancher Künstler ist aus der Studentenschaft, d. h. aus den Teilnehmern der Upsalaer Studentengesänge, hervorgegangen. Jedes studentische Fest ist gewissermaßen ein Gesangsfest. Jede Art Gesang wird gepflegt, bis zum Massenchor aller Studierenden. Und der schwedische Gesang kann sich hören lassen! Es

sei nur erinnert an Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“ über an die augenblicklich größte lebende Sängerin der Welt, die Schwedin Sigrid Onegin (deren Name bekanntlich meist falsch ausgesprochen wird — Onegin statt Onjengin).

Begründet wurde die Universität zu Upsala im Jahre 1477; sie ist also nur wenig jünger als die ältesten deutschen Universitäten Prag (1348) und Heidelberg (1386). Die Carolina Roboriva, die anstelle einer älteren, von Karl XII. gegründeten Academia Carolina erbaut wurde, birgt die 400000 Bände und 12000 Handschriften umfassende Bibliothek. Unter den Handschriften sind solche von Luther, Goethe, Schiller, Mozart usw. Der größte Schatz ist aber der berühmte „Codex argenteus“, ein Teil der vier Evangelien der gotischen Bibelübersetzung durch Wulfila, Bischof der Goten (311—381); es ist das älteste Schriftwerk germanischer Sprache und wurde 1648 in Prag erbeutet.

Die Stadt Upsala ist etwa 28000 Einwohner groß, mit regelmäßig gewinkelten Straßen, einer kleinstädtischen Straßenbahn und überraschend großem Auto- und Autobusverkehr in die Umgebung. Über der Stadt steht das massige, nie recht vollendete Schloß Upsala, das 1543 vom hochberühmten Gustav Wasa begonnen wurde und das jetzt vom Landeshauptmann bewohnt wird. Häßliche Parkumgebung schlingt sich um die von den Weismäusen belebte Stadt.

Den Weismäusen begegnet man auf Schritt und Tritt. Und man hört sie oft und viel — nicht wenn sie lärmend sich ihrer Jugendlichkeit und ihres Latendranges rühmen, sondern — wenn sie singen —

Traum um Margot.

Von Bud.

Mein Chefredakteur hatte mir den Auftrag gegeben, den jungen Cupido, auch Amor oder Eros genannt, den Sohn der allgemein geachteten Frau Aphrodite, zu interviewen. Das Interview sollte aktuell, schmissig, erschöpfend und nicht über 130 bis 150 Zeilen lang sein.

Ich ließ mich mit der Mondrakete MOX 74 jahreplanmäßig am nächsten Morgen, früh 8 Uhr 20, vom Zentrals Flughafen aus abschießen und flog 10 Uhr 45 bei der Station Olymp aus.

Die Schilderung des Olymps kann ich mir schenken. Der Aufenthaltsort der Götter hat sich seit dem heroischen Zeitalter nicht geändert, wenn auch Apollo mit Tonfilmen, Vulkan mit Serienfabrikation und Poseidon mit U-Booten der neuen Zeit Angelegenheiten machen mußten.

Ich sah Cupido auf einer Wolkenbank sitzend.

Er war damit beschäftigt, Federn an Pfeile anzulieben, die man ja von vielen Bildern her genügend kennt.

Ich sah einen hübschen, geflügelten Knaben, der sich mit der Selbstverständlichkeit eines Jackie Coogan ohne weiteres interviewen ließ.

„Wie geht es persönlich, Herr Cupido? Und vor allem: Was machen die Geschäfte?“

„Dante, schlecht! Wie überall. Viel Arbeit und wenig Freude. Man sollte denken, daß die Menschen durch die Not der Zeit vernünftiger geworden wären! Das Gegenteil ist der Fall. Wenn Onkel Phobus seinen Sonnenwagen aus dem Stall zieht, — er hat es übrigens abgelehnt, die Pferde durch Schnelltraktoren ersetzen zu lassen, — fängt es schon an. Dabei soll ich überall sein! Wie oft hatte ich mir schon vorgenommen, vormittags z. B. Mitteleuropa, mittags die nördlichen Länder und nachmittags die Neue Welt zu bearbeiten! Ausgeschlossen! Es kommt noch hinzu, daß ich wieder die Möglichkeit, noch die Mittel besitze, mir entsprechende Hilfskräfte einzustellen. Die hohen Löhne, die Sozialabgaben, — Sie kennen das ja. So bleibt mir nichts anderes übrig, als Tag und Nacht zu arbeiten.“

„Haben Sie im Olymp denn den 8-Stunden-Tag noch nicht eingeführt?“

„Da kennen Sie Papa Zeus schlecht! Zwar wurde auch hier oben, anlässlich des Umsturzes bei Ihnen da unten, diese Frage angeschnitten. Merkur wollte sogar eine Art Betriebsrat einführen. Den Krach hätten Sie hören sollen! Wir freuten uns, daß wir durch all die Jahrtausende hindurch bei unserer ewigen Jugend die Behendigkeit unserer Füße bewahrt hatten. Denn der Alte schmiß mit Donnerkeilen um sich, die nicht von Pappe waren. Nein, mein Herr, ich kann nur durch zahllose Überstunden die Arbeit bewältigen!“

„Wieviele Pfeile verschießen Sie durchschnittlich täglich?“

„Unzählige, mein Herr. Merkur wollte die Zahl einmal durch Kurven statistisch erfassen, in dessen haben die kleinen Naben des Aeolus ihm die Blätter fortgeblasen.“

„Verzeihen Sie, warum haben Sie nicht auch, wie andere Götter, sich die Technik zu Ruhe gemacht? Warum schießen Sie nicht maschinell?“

„Es wäre unvollkommen, unpersönlich und die Beschwerden würden kein Ende nehmen!“

Er kratzte sich nachdenklich mit einem Pfeil hinter dem Ohr.

„Sehen Sie: Gerade in meinem Fach kommt es auf die persönlichste Behandlung der Fälle an. Eigentlich verdienen die meisten Menschen so viele Liebe und Aufmerksamkeit gar nicht mehr. Sie glauben nicht, wie sich die Erdenbewohner zu ihrem Nachteil verändert haben! Vor allem ist die Haut viel dicker geworden! Drei, vier Pfeile muß ich manchmal verschießen, um durch die Epidermis ins Herz zu bringen. Und was das alles kostet! Vulkan rechnet mir, nach Ihrem Gelde, etwa 20 Pfennig für das Schleifen. Stück für Stück. Die Federn muß ich mir selbst anleimen. Sie sehen es ja. Ich beziehe sie en gros durch Merkur, der sich jedem Preisabbau gegenüber schroff ablehnend verhält. Bei den Rechtsanwälten und in den Scheidungskammern Ihrer Landgerichte könnte ich ja täglich unzählige alte Pfeile sammeln, die bei den Verhandlungen, meistens aber auch schon vorher, den Parteien aus den Herzen fallen. Aber Sie wissen ja selbst, wie es ist: Jeder will einen frischen Pfeil! Und das verteuert den Betrieb ganz unerträglich.“

„Darf ich fragen, Herr Cupido, warum Sie im Frühling mehr arbeiten, als in den kälteren Jahreszeiten?“

„Ich bitte Sie! Sehen Sie sich meine traditionelle Kleidung an! Hätten Sie vielleicht Lust, in diesem Zustand Ihrem Beruf nachzugehen? Sicher nicht. Aber wenn der Lenz kommt, wenn die Sonne leuchtet und wärmt, dann hole ich mit einem Überschuß an Kraft die veräumte Winterarbeit nach.“

Ein hübschbüchiges Mädchen ging in diesem Augenblick vorüber. Ich sah gebannt auf die schlanke Erscheinung und fragte Cupido nach ihrem Namen und ihrem Beruf.

„Das ist irgend eine Nymphe aus Thessalien. Sie scheint Ihnen zu gefallen. So viel ich weiß, tritt sie als Star bei der chorischen Bühne Apollos auf.“

Er lachte, und ohne daß ich es bemerkt hatte, schoß er einen Pfeil, den er heimlich auf den Bogen gelegt hatte, gegen mich ab.

Ich verspürte einen stechenden Schmerz in der Herzgegend und in gerechter Empörung schlug ich dem übermühtigen Bengel, den ich die ganze Zeit über als Herr behandelt hatte, meine Attenmappe um die Ohren.

Er begann mordsmäßig zu brüllen.

Von allen Seiten kamen Boten und Halbgötter gelaufen. Cupido erzählte ihnen heulend und maßlos übertrieben von meiner angeblichen Untat.

Sie packten mich und warfen mich aus dem Olymp.

Ich fiel durch Wolken und Lichtstrahlen zur Erde nieder und erwachte.

Ist es nun ein Zufall, daß ich an diesem Morgen auf dem Wege zur Redaktion Margot Wartentien kennen lernte und nicht eher ruhte, bis wir uns für den gleichen Abend noch verabredet hatten?

Der Anjager.

Von Walter v. Rummel.

Tief liegt der Schnee noch in den März hinein, des Abends aber friert es, unter Füßen und Rädern knirschen hart die Eisstücke. Das einzige Wahrzeichen, daß es binnen kurzem nach dem Kalender Frühling sein soll, ist die länger währende Gelle.

An einem solchen klaren Märzabend stehen bei einer Straßenecke zwanzig Leute versammelt, rennen sich die langgestreckten Hälse und weit zurückgelegten Köpfe fast aus, pfeifen steilgerade in die Höhe und auf ein weißbeschneites Dach hinauf. Noch sehe ich nicht, was sie da oben entdeckt haben mögen. Doch mein Ohr ist rascher im Bilde. Ich höre einen süßen, melodischen Sang, ein Anjellied. Nun endlich entdeckte ich auch den Sänger. Schwarz sitzt er hoch oben auf einem kleinen Vorsprung des weißen Daches. Unbeweglich und inbrünstig flötet die Ansel ihren Abendsegen weiter in den blaßblauen Himmel hinein. Die Stadtmenschen unten aber bleiben immer noch stehen und lauschen fort und fort angepannt dem singenden Vogel. Auf allen Mienen liegt ein Lächeln oder ein Ausbruch der Freude. Wie ein Wunder im Winter, dessen Szepter noch gebietend über dem Lande sich schwingt, mutet das lockende Vogel Lied sie an. Und alle danken sie dem Anjager des Frühlings dort oben, daß er vor ihren Augen aus sinkender Nacht, aus Schnee und Eis heraus Sonne und Tag, Wärme und Lenz erstehen ließ. Während ich bereits weiter gehe, verharren sie noch immer still und andächtig wie in der Kirche, sind uns bleiben weiter mitten in den Frühling entrückt. Nicht jeder, der diesen Winter in der Stadt gesprochen oder gesungen hat, konnte sich solch einstimmiger und durchschlagender Anerkennung rühmen wie die schwarze Ansel auf dem weißen Schneebach!